

Organe im Kopf

Drei Minuten vor fünf. Die Uhr an der Wand gegenüber tickte. Beißender Geruch stieg mir in die Nase. Monotones Piepsen hallte im Raum wider. Und dann waren sie da. Die Schmerzen. Meine Augen fielen mir zu.

Zwei Minuten vor fünf. Stimmen erklangen aus der Ferne. Meine Augenlider flatterten. Die Stimmen kamen näher. Ein Vorhang wurde geräuschvoll zurückgezogen, und ich riss meine Augen auf. Drei Personen starrten auf mich herab. Sie trugen alle dieselben weißen Kittel. Meine müden Augen fokussierten die mittlere Person und stellten allmählich scharf: groß, braune Haare, eisblaue Augen. Sein Mund verzog sich zu einem makellosen Lächeln, welches seine Augen nicht erreichte. „Herr Epson, haben Sie Schmerzen?“, ertönte seine ungewöhnlich hohe männliche Stimme. Ich öffnete meinen Mund, doch mein Hals war so trocken, dass kein Ton herauskam.

Eine Minute vor fünf. Zum ersten Mal gelang es mir, tief durchzuatmen, und ich startete einen erneuten Versuch: „Nein, aber ich spüre meine Beine nicht.“ Als einzige Antwort bekam ich ein zufriedenes Lächeln. Die drei Personen verließen den Raum.

Fünf Uhr. Eine Krankenschwester kam herein. Neben sich her schob sie ein seltsames Gerät. Sie näherte sich meinem Bett und begann, ohne ein Wort meinen linken Ärmel hochzukrempeln. Erst da bemerkte ich, dass bereits eine Nadel in meinem Arm steckte. Die Krankenschwester, die einen blutbespritzten Kittel trug, legte mir eine neue Infusion und eine bräunliche Flüssigkeit begann durch die Kanüle zu fließen.

Elf Minuten nach sieben. Ein durchdringender Schmerz riss mich aus dem Schlaf. Ich spürte, dass etwas Warmes mein Gesicht herunterlief. Mit einer Hand griff ich an meine Stirn und ertastete eine Wunde. Erschrocken setzte ich mich auf, dabei riss es mir die Schläuche aus dem Unterarm. Plötzlich durchfuhr mich ein Ziehen in meiner linken Seite. Ich blickte hinab und sah eine aufgerissene Wundnaht.

Hier stimmte etwas nicht. Von Panik erfasst versuchte ich, aus dem Bett zu steigen, doch meine Beine gaben nach und ich knallte auf den Boden. Alles um mich herum drehte sich, dennoch versuchte ich mich auf mein Ziel, den Vorhang, zu konzentrieren. Mühsam zog ich mich mit Hilfe meiner Unterarme nach vorne, bekam den Stoff des Vorhangs zu fassen und riss daran.

Geräuschvoll fiel der Vorhang samt der Stange, an der er befestigt war, zu Boden. Zu meiner Rechten erspähte ich einen Tisch und startete einen neuen Versuch mich aufzurichten. Unter stechenden Schmerzen hob ich meine Arme, sodass ich die Tischkante erreichen konnte, und zog mich mit aller Kraft an ihr hoch. Doch noch vor dem ersten Schritt verlor ich mein Gleichgewicht und fiel wieder auf den Boden. Langsam zog ich mich vorwärts, Stück für Stück der Zimmertür entgegen. Endlich. Ich erreichte die Tür. Erschöpft streckte ich meine Hand nach der Klinke aus.

Vierzehn Minuten vor Acht.

Ich ergriff sie und irgendetwas in mir erwartete, dass die Tür abgesperrt war. Sie war es nicht. Die Tür schwang auf, und das Blut gefror mir in den Adern. Das Surren von

Maschinen drang an mein Ohr, ein monotones Piepen erklang. Strahlend helles Licht zwang mich, meine Augen kurz zu schließen. Sekunden später erblickte ich das volle Ausmaß des Raumes. Blut. Überall Blut auf den ehemals weißen Fliesen. Ich sah auf und registrierte Menschen in grünen OP-Kitteln. Auf der Trage, um welche sie sich versammelt hatten, lag ein Körper. Vom Hals bis zum Bauchnabel aufgeschlitzt.

„Gib mir mal das Skalpell.“ Ich kannte diese Stimme. Der Arzt mit den eisblauen Augen. Klirren ertönte.

„Na, wenn das mal nicht ein Prachtexemplar ist. 10 000, vielleicht auch 20 000 Euro.“ Kaltes Lachen.

Panisch sah ich an mir herab. Ich sah eine Wunde, vom Hals bis zum Bauchnabel. Angst durchflutete mich. Was haben die mit mir gemacht? Wo war ich hier? Mein Blick blieb an einem der vielen aufgeschlitzten Körper hängen, die regungslos auf roten, blutverschmierten Tischen lagen. So werde auch ich enden! Kein Sport mehr, keine Partys... Das Blut pulsierte in meinen Adern, als ich an mir hinab schaute. Wie ein Springbrunnen sprudelte das Blut immer noch aus meiner Wunde, die sich vom Bauchnabel bis zum Hals erstreckte. Immer noch am Boden ließ ich meinen Blick verzweifelt durch den Raum schweifen, in dem ich mich befand. Da – ein funkeln-der, kleiner Gegenstand unter meiner Liege! Mein Handy! Möglichst leise bewegte ich mich in die Richtung. Erneut durchzog ein stechender Schmerz meinen Körper, trotzdem zog ich mich immer weiter mit meinen Händen vorwärts. Ich blickte zurück, eine lange Blutspur markierte meinen Weg. Doch mehr als meine Verletzung fürchtete ich den Arzt mit dem fiesem Lächeln.

„Wenn einer der Ärzte mich entdeckt, werde ich garantiert sterben! Zeugen von Organdiebstahl dürfen sicher nicht überleben. Wenn die das mitkriegen, werde ich abgemurkst. Erschossen, Giftspritze... Allein die Vorstellung davon – was ist mit meinem Körper!? Muskulös und durchtrainiert, und jetzt?! - Ein jämmerlicher Tod. So darf das nicht enden!“

Ich zog mich weiter in Richtung Liege. Noch zwei Meter! Ein Meter! Geschafft! Sofort schnappte ich nach meinem Smartphone. Nur noch 4% Batterieladung! Schnellstmöglich, aber voller Mühe tippte ich die Zahlenkombination 133 ein! Eine freundliche Stimme war aus dem Handy zu hören. Möglichst genau beschrieb ich das Gebäude, in dem ich mich befand. Ladeanzeige 0%. Das Handy schaltete sich aus. Das Bild der Todesspritze schoss mir wieder durch den Kopf. Da meine Hände wie Espenlaub zitterten, passierte es! Das Handy glitt mir aus meinen glitschigen, blutigen Fingern und landete mit einem lauten Krachen auf dem Boden. Mein Puls raste. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen und wartete darauf, was nun passieren würde. Ich hörte Schritte, doch ich war vor Angst wie gelähmt, konnte mich nicht umdrehen. Auf einmal spürte ich einen festen Griff an meiner Schulter. Tausend Gedanken schnellten mir durch den Kopf. Einer der Ärzte packte mich am Nacken und drückte mich zu Boden, ich schrie vor Schmerzen auf. Der Schrei lockte noch mehr illegale Ärzte und Organhändler an. Jetzt gab es kein Entkommen mehr! Geschätzte zehn Ärzte standen um mich versammelt und funkelten mich mit wütenden Augen und einem fiesem Grinsen an. Wie auf ein Kommando sprangen sie auf mich und verpassten mir Stöße am gesamten Körper. Ich versuchte den Schlägen auszuweichen, doch ich landete immer wieder unsanft auf dem Boden. Mehrere Hände packten mich und zerrten mich auf eine der blutverschmierten Tragen. Ich versuchte mich zu wehren. Noch mehr Schläge. Die Ärzte pressten mich

auf die Bank, ich konnte kaum atmen. Die Giftspritze, schoss es mir in den Kopf. Ich sah auch schon, wie einer der Ärzte eine Spritze aufzog. Das Blut gefror mir in den Adern. Ich bekam fast keine Luft mehr, halb verschwommen sah ich, wie der blauäugige Arzt sich mir mit der tödlichen Spritze näherte. Er krallte sich in meinen Arm und mir wurde schwarz vor Augen.

Als ich endlich aufwachte, war ich in meinem Krankenzimmer. Schon wieder dieses monotone Piepen. Ich schaute auf die Uhr. Es war elf Minuten nach elf. Sofort tastete ich meinen Körper nach Schnittwunden ab. Alles war glatt, keine Wunde, kein Verband, ich fand gar nichts, zum Glück. Aber trotzdem musste ich hier weg und irgendjemanden von diesem Organdiebstahl berichten. Ich setzte mich auf und versuchte auf meine Beine zu kommen. Sie klappten wieder zusammen. Diesmal zog ich mich nicht am Vorhang hoch, sondern hielt mich an der Bettkante fest. Langsam hangelte ich mich am Bett Richtung Tür entlang und riss gleichzeitig, die am Bettende befestigte Akte herunter. Sofort hielt ich inne. Ich hörte Schritte, die sich meinem Zimmer rasch näherten. Bevor ich mich weiterhangelte, erhaschte ich noch einen schnellen Blick auf die Akte: „Zuständiger Nervenarzt: Dr. med. Lincoln; Patient: E. Epton; Diagnose: Schizo...“ Plötzlich spürte ich wieder diesen stechenden Schmerz. Das Blut floss von meiner Stirn herab. Ich musste unbedingt hier raus, sonst kriegen die meine Organe. Panisch schob ich mich immer weiter zur Tür vor, aber es war zu spät. Die Tür ging auf. Drei in weiß gekleidete Personen kamen reingerannt. Zwei von ihnen packten mich und der dritte schaute mir direkt in die Augen. So eisblau wie seine Augen waren, sagte er kalt: „Wir brauchen ein Neuroleptikum gegen diese Symptome. Bringt Herrn Epton in ein übersichtlicheres Zimmer“. Ich versuchte mich zu wehren, aber die zwei weißgekleideten Personen waren stärker. Ich wusste ganz genau, was die Ärzte mit mir vorhatten. Die Vorstellung war entsetzlich.

Diese Kurzgeschichte wurde geschrieben von der Schüler/innen der Klassen

*K2D1 des Karl-Maybach-Gymnasiums Friedrichshafen
6b des Bundesgymnasiums Lustenau
5m des Musikgymnasiums Schillerstraße Feldkirch
7KA des Bundesgymnasiums Bludenz*

©alle Rechte vorbehalten